



MARK OWEN
KEVIN MAURER

**KEIN HELD FÜR
EINEN TAG**

**GEHEIME MISSIONEN, TÖDLICHE EINSÄTZE,
HARTE NIEDERLAGEN –
MEIN LEBEN ALS NAVY SEAL**

HEYNE <



MARK OWEN
KEVIN MAURER

**KEIN HELD FÜR
EINEN TAG**

**GEHEIME MISSIONEN, TÖDLICHE EINSÄTZE,
HARTE NIEDERLAGEN –
MEIN LEBEN ALS NAVY SEAL**

HEYNE <

**MARK OWEN
MIT KEVIN MAURER**

**KEIN HELD FÜR
EINEN TAG**

**GEHEIME MISSIONEN, TÖDLICHE EINSÄTZE,
HARTE NIEDERLAGEN – MEIN LEBEN ALS NAVY SEAL**

Aus dem amerikanischen Englisch von Hannes Meyer,
Alexandra Hölscher und Lisa Kögeböhn

HEYNE <

Anmerkung des Originalverlags

Der Autor hat dieses Manuskript dem Defense Office of Prepublication & Security Review (DOPSR) beim US-Verteidigungsministerium zur Ansicht vorgelegt. Im Rahmen der Prüfung wurden einige wenige, für das Buch nicht zentrale Abschnitte entfernt oder umgeschrieben. In einigen Fällen konnte keine Übereinkunft zwischen dem Autor und dem DOPSR erreicht werden – diese Passagen wurden zensiert. Die Namen aller Personen in diesem Buch wurden zu ihrer Sicherheit geändert.

Die in diesem Buch vertretenen Standpunkte sind die des Autors und spiegeln nicht unbedingt die offizielle Linie des US-Verteidigungsministeriums oder der US-Regierung wider.

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *No Hero. The Evolution of a Navy SEAL* bei Dutton, USA.

1. Auflage

Copyright © 2014 by Mark Owen

This edition is published in arrangement with Dutton, a member of Penguin Group (USA) Inc.

All rights reserved including the right of reproduction in whole or in part in any form.

Copyright © 2014 der deutschsprachigen Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung und Motiv: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich

Innenfotos: Aus der Sammlung des Autors

Redaktion: Michael Neher

Satz: EDV-Fotosatz Huber/Verlagsservice G. Pfeifer, Germering

ISBN 978-3-641-14661-0

www.heyne.de

Inhalt

VORWORT – Vierzig Namen

KAPITEL 1 – Das Recht, das Shirt zu tragen – ZIELSTREBIGKEIT

KAPITEL 2 – Fünfzig Meter weit tauchen, ohne zu sterben – VERTRAUEN

KAPITEL 3 – Die Armlängenwelt – ANGST

KAPITEL 4 – In der Kapuzenbox – STRESS

KAPITEL 5 – Sichere Rückkehr ungewiss – EINE FRAGE DER EINSTELLUNG

KAPITEL 6 – Die Falle – VERTRAUEN

KAPITEL 7 – After Action Review – KOMMUNIKATION

KAPITEL 8 – Shoot, move and communicate – BEZIEHUNGEN

KAPITEL 9 – Folge deinem Partner – VERANTWORTUNG

KAPITEL 10 – Das Unangenehme ist das Angenehme – UNBEHAGEN

KAPITEL 11 – Immer auf die Schuhe achten – ENTWICKLUNG

KAPITEL 12 – Töten – ABSPALTUNG

EPILOG – Letzter Halt des Schnellzuges

BILDTEIL

VORWORT

Vierzig Namen

Ich war zu Hause in Virginia Beach und hatte Bereitschaft, als die SMS kamen.

Es war August 2011, und die Stadt wimmelte von Touristen. Jeden Tag kam ich an Urlaubern auf dem Weg zum Meer vorbei. Ich hielt mich von der Strandpromenade fern, wo die T-Shirt-Läden und Minigolfplätze sonnenverbrannte Feriengäste anlockten. Die Touristen waren ganz auf Freizeit eingestellt, während ich an nichts als Afghanistan und meinen nächsten Einsatz denken konnte.

Die große Show der Würdenträger und Politiker war endlich vorüber, und bei der Aussicht auf eine Rückkehr nach Übersee kam ich mir vor wie ein Hund, der ungeduldig an seiner Leine zerrt. Aber vorher musste ich die Bereitschaftszeit überleben.

Die war das Schlimmste.

Es war ein »Vollgas« nach dem anderen. Einmal die Woche bekamen wir eine Zusammenfassung der neuesten Informationen von den Hotspots der Welt. Das machte es aber nur noch schlimmer. Wir wollten alle arbeiten und Missionen durchführen. Aber während der Bereitschaftszeit konnten wir nur Missionen planen, die wahrscheinlich doch nie anlaufen würden. Auf einem Auslandseinsatz bekamen wir meistens eine Mission, planten sie und führten sie schon ein paar Stunden später durch. Aber die meisten Operationen, in die wir während der Bereitschaft einbezogen wurden, sollten kurzfristig Eventualitäten abdecken, die dann doch nie eintraten. Wir gaben Vollgas, planten die Mission und mussten schlussendlich nur wieder runterbremsen, wenn Washington sich für eine andere Option entschied oder der Hotspot sich von selbst wieder abkühlte. Noch schlimmer war das Ganze, weil wir zwar zu Hause wohnten, aber kaum Zeit für unsere Familie hatten. Wir hielten unsere Lieben immer auf Abstand, weil wir nie wussten,

wann wir vielleicht plötzlich losmussten. Im Kopf steckte ich meine Familie in die gleiche Schublade wie auf einem Einsatz. Auch wenn meine Eltern mich jederzeit anrufen konnten, verhielt ich mich während der Bereitschaft so, als wäre ich eigentlich weg.

Ich weiß, jedem im Team ging es genauso, alle wollten an die Arbeit.

Es war früher Abend, und ich war gerade mit dem Abendessen fertig. Wir sollten auf Bereitschaft nicht trinken oder feiern. Keiner wollte betrunken zu einer möglichen Mission antreten. Ich ging von einem ruhigen Abend vor dem Fernseher aus, als ich eine Reihe SMS über einen Helikopterabsturz bekam.

»In Afghanistan ist ein CH-47 abgestürzt. Unserer?«

So etwas nannten wir »Rumint«, eine Mischung aus echten Nachrichten und Gerüchten, die sich oft als Falschmeldung entpuppten. Diesmal entsprachen sie leider der Wahrheit.

Schon nach der ersten SMS rasten mir die Gedanken durch den Kopf. Wenn es stimmte, spielte es keine Rolle, ob es SEALs, Delta-Force- oder andere Spezialeinheiten waren. Es waren Teamkameraden in demselben Kampf. Ich rief einen guten Freund an, der dem Squadron angehörte, das gerade in Afghanistan war. Er selbst war nicht dabei, weil er sich zu Hause um seine kranke Mutter kümmerte. Vielleicht wusste er ja etwas.

Er hob nicht ab.

Ich klapperte meine Kontakte auf dem Handy ab und rief jeden an, der womöglich Genaueres wusste. Dann kam die Bestätigung.

»Es war unserer.«

Die Nachricht war für mich ein Schock. Ich hatte sofort alle meine Freunde aus dem Squadron vor Augen. Mein Handy summt unablässig, während die Nachricht die Runde machte. Die gleiche SMS kam immer wieder.

»Es war unserer.«

Mir zog sich der Magen zusammen. Ich konnte nicht mehr still sitzen. Ich ging mit gesenktem Kopf in der Küche auf und ab, scrollte mich durch die SMS, wartete auf weitere Neuigkeiten, fürchtete aber jede einzelne. Jeder von meinen Teamkameraden hatte sich unzählige Male für genau so einen Einsatz an genau so einem Ort freiwillig gemeldet. In dem Helikopter hätte auch ich sitzen können. Ich war ja selbst erst ein paar Monate vorher bei einem Helikopterabsturz dabei gewesen. Zu Hause sitzen und auf

Neuigkeiten warten war unerträglich, was unsere Frauen und Freundinnen nur allzu gut wussten.

Nach einer Weile konnte ich einfach nicht mehr allein sein. Ich machte mich auf den Weg zu einem SEAL-Kameraden, der ganz in der Nähe wohnte, und nahm einen Zwölferpack Bier aus dem Kühlschrank mit. Ohne ging es heute einfach nicht.

Die Sonne ging langsam unter, und die Straßen waren leer. Auf dem Weg zu meinem Kumpel sah ich mir die Gegend an. Es war ein Neubaugebiet mit wenigen Bäumen. Große Backsteinhäuser hinter makellos gepflegten Rasen. Am Wochenende schaute ich oft meinen Nachbarn dabei zu, wie sie mähten und die Büsche zur Perfektion trimmten. Dann wirkte die Gegend immer sehr friedlich.

Was ich oder meine Freunde beruflich machten, wussten nur die wenigsten meiner Nachbarn. Sie saßen sicher gerade in ihren Häusern und beschäftigten sich mit Sommerferienplänen, mit ihren Rechnungen oder mit der Frage, welches Baseballspiel sie sich am Abend anschauen würden. Mir wurde klar, wie weit entfernt die Ereignisse in Afghanistan vom Alltag dieser Leute waren. Ich wusste, dass meine Nachbarn uns Soldaten schätzten und unterstützten, aber sie hatten keine Ahnung, wie unsere Arbeit aussah und wie oft meine Teamkameraden ihr Leben aufs Spiel setzten. Der Krieg spielte im Alltag der Leute in den USA keine große Rolle, außer natürlich in den Familien, die auf die Rückkehr eines Angehörigen warteten.

Die anderen würden nie verstehen, welche Opfer die Soldaten Tag für Tag brachten. Daran konnte ich aber nichts ändern, und an diesem Abend spielte es auch keine Rolle. Das Opfer war erbracht worden. Jetzt konnten wir nur noch dafür sorgen, dass es nicht vergessen wurde. Die Kluft zwischen dem Rest des Landes und denen von uns, die täglich ihr Leben riskieren, war mir noch nie so tief erschienen wie an diesem ruhigen Abend.

Als mein Kumpel mir die Tür öffnete, sah ich ihm an, dass er genauso mitgenommen war wie ich. Er nickte nur und winkte mich herein. Ich ging wortlos zum Kühlschrank und stellte das Bier kalt. Wir setzten uns mit zwei Flaschen auf die hintere Veranda und ließen seine Familie im Wohnzimmer.

Ich machte meine Flasche auf und trank einen langen Schluck. Das Bier schmeckte nach nichts. Mich interessierte sowieso nur die Wirkung. Mein Kumpel trank still und ging die SMS auf seinem Handy durch. Wir saßen eine Weile so da. Keiner von uns sprach. Der Helikopter war voll von

unseren Freunden gewesen, und sie waren alle weg. Wir fühlten uns wie gelähmt, weil wir unbedingt etwas tun wollten, aber nichts ändern konnten.

Die Sonne war untergegangen, und auf der Veranda war es stockdunkel. Ich konnte gerade so das Gesicht meines Kumpels im Schatten ausmachen. Er schaltete das Licht nicht an. Wir waren wohl beide dankbar für die Dunkelheit. Das machte das Trauern leichter.

Nach der Osama-bin-Laden-Mission hatten Politiker und Medien monatelang die SEAL-Teams gefeiert. Ich weiß nicht, wie oft ich das Wort »Held« gehört hatte. Wir selbst gehen mit diesem Wort nicht so leichtfertig um, aber nach dem ganzen Theater hatte es jede Bedeutung verloren. Auf einmal waren alle Helden.

Die Schwere des Verlustes spürte ich erst richtig, als die Namen auf dem Display meines iPhones erschienen.

Wir leerten ein Bier nach dem anderen, während wir uns Geschichten über die Männer an Bord des Helikopters erzählten. Wir erinnerten uns an die besten und witzigsten Storys über jeden einzelnen von ihnen. Und es waren nicht wenige. Humor hilft uns durch die härtesten und schlimmsten Zeiten. Wir holten alle Erinnerungen hervor, die uns zum Lachen brachten. Mein Kumpel besorgte gerade zwei neue Flaschen von drinnen, als auf meinem Handy ein Name erschien.

Ray.

Das spürte ich wie einen Schlag in die Magengrube. Ich stellte das Telefon ab und ging auf den Holzbrettern der Veranda auf und ab. Ray hatte ich 1999 in San Diego am Strand kennengelernt. Das war am Anfang von Bud/S, der SEAL-Kampfschwimmerausbildung. Er war in Louisiana auf dem College gewesen. Nach einem Jahr war er aber dem Wunsch gefolgt, SEAL zu werden. Ich dagegen hatte dieser lebenslangen Sehnsucht erst nachgegeben, als ich mit dem College fertig war. Ich weiß noch, wie ich neben Ray auf dem Sand stand und mir die Brandung ansah, während die Ausbilder uns anbrüllten. Er hatte entschlossen und konzentriert ausgesehen. Der ganze Lärm und das Chaos hatten ihm sichtlich wenig anhaben können.

Ray wirkte recht still, bevor man ihn näher kennenlernte. Anders als ich war er ein geborener Sportler. Er hatte auf der Highschool Soccer gespielt und den entsprechend drahtigen Körperbau behalten. Während der Ausbildung erlebte ich immer wieder, wie er fast jede der körperlichen

Herausforderungen meisterte, mit denen die Ausbilder ihn konfrontierten. Er konnte alles. Ob wir schwammen, liefen oder über eine Hindernisbahn rannten – er war immer ganz vorne dabei, egal unter welchen Bedingungen.

Wir schlossen die BUD/S-Ausbildung beide im Dezember 1999 ab. Ray wurde dem SEAL Team Three zugeteilt und ich dem SEAL Team Five. Da wir beide in San Diego stationiert waren, trafen wir uns, so oft es ging. Allerdings sorgten die Einsatzpläne dafür, dass wir meistens am jeweils anderen Ende der Erde waren.

Ray hatte sieben Leben wie eine Katze.

Einige seiner riskantesten Erlebnisse waren legendär geworden. Ein paar Monate, bevor er zum S&T-Auswahlverfahren und Training antrat, war er in den Hals geschossen worden. Er war damals mit SEAL Team Three auf einem sechsmonatigen Einsatz in Guam gewesen. Dort hatte er mit ein paar Freunden in einer Bar Weihnachten gefeiert. Nach einem kleinen Streit mit einer Gruppe Einheimischer wollten Ray und die anderen SEALs zurück auf den Stützpunkt fahren. Sie waren schon im Taxi unterwegs, als einer der Einheimischen aus der Bar sich aus dem Fenster eines anderen Autos lehnte und das Feuer eröffnete.

Die Kugeln krachten durch die Scheiben. Eine durchschlug Rays Hals. Larry, ein anderer SEAL, wurde ins Ohr getroffen, und die Kugel trat durch die Nase aus. Der Taxifahrer raste mit beiden ins Krankenhaus. Ray stillte die Blutung mit seinem Hemd und ging aus eigener Kraft in die Notaufnahme.

Ein paar Monate später trat er zum S&T an. Er war bei mir im Kurs, und wir bestanden beide, aber wie nach BUD/S wurden wir wieder verschiedenen Squadrons zugeteilt.

Jetzt war Ray tot. Ich konnte es immer noch nicht fassen.

Mein Kumpel kam mit der nächsten Runde nach draußen und schreckte mich aus meiner schwermütigen Nachdenklichkeit auf. Wir saßen wieder ein paar Minuten still da. Beide hatten wir das Handy in der Hand und gingen die SMS durch. Aber ich dachte immer noch an Ray.

»Hey. Kennst du das Video von Ray aus Afghanistan?«, fragte ich.

Er lachte vielsagend in sich hinein.

»Das hätte ich nicht überlebt«, sagte er.

Wenn wir morgens zur Arbeit kamen und unsere E-Mails abriefen, wartete meistens ein neues After Action Review (AAR) auf uns. Das ist ein Bericht,

manchmal inklusive einer Videoaufnahme von einer Drohnenkamera, der von allen Teilnehmern einer Mission zusammengetragen wird. Von den Helikopterpiloten über die Datenauswerter bis hin zu den SEALs besprechen alle, was bei der Mission der letzten Nacht richtig gelaufen war und was nicht. Diese AARs werden an alle von uns ausgegeben, ob man dabei war oder nicht, damit man genauso daraus lernen kann wie das Team, das die Mission durchgeführt hat. Bei besonders interessanten Missionen gab es immer viel zu besprechen.

Rays Mission musste man gesehen haben. Sein Squadron war damals in Afghanistan. Seine Einheit stürmte eine Häusergruppe hinter einer Lehmmauer. Als einer der ersten Scharfschützen war Ray auf ein Gebäude in der Nähe geklettert, von wo er einen Überblick über das Grundstück hatte, auf dem der Taliban-Anführer sich versteckte. Von dort oben sollte Ray dem Angriff Feuerschutz geben.

Auf dem Video sah man, wie die Soldaten sich geräuschlos an das Zielobjekt heranpirschten. Das hatte ich selbst auch schon tausendmal getan, also wusste ich genau, wie die Männer sich fühlten. Allein vom Zuschauen bekam ich Herzklopfen. Ich wusste, dass bei ihnen die Sinne auf Hochtouren liefen, während sie nach dem Quietschen einer Tür oder dem Knirschen der Steine unter dem Cheetah-Turnschuh eines Taliban-Kämpfers horchten. Unwillkürlich suchte ich die Mauern der Anlage nach Bewegungen ab.

Ray trat vorsichtig auf, als er Position bezog. Wahrscheinlich ließ ihn jedes Knacken des dünnen Lehmdachs stocken, weil er wusste, dass er beim kleinsten Fehler von den Leuten bemerkt werden würde, die unter ihm im Haus schliefen.

Während die Angreifer sich dem Ziel näherten, wurde plötzlich direkt unter Rays Position eine Haustür von innen aufgestoßen. Dann schob sich die markante Form einer RPG-Panzerbüchse heraus – ein langes Rohr mit einem zapfenförmigen Sprengkopf an der Spitze. Ein paar Sekunden lang passierte nichts. Vielleicht hatte jemand in Rays Gebäude ihn auf dem Dach gehört oder auch die anderen Angreifer. Der Taliban-Kämpfer versuchte wohl, die SEALs in der Dunkelheit auszumachen. Sekunden später raste die Rakete heraus, knapp vor den Angreifern vorbei und detonierte ein Stück weit entfernt.

Der Rückstrahl der RPG verursachte eine so starke Druckwelle, dass das Lehm Dach einstürzte. In der Mitte öffnete sich ein riesiges Maul, das Ray verschluckte.

Er landete auf einem Haufen gebrochener Balken und Lehm. Durch die Staubwolken sah er sofort fünf Taliban-Kämpfer mit AK-47-Gewehren und vor die Brust geschnallten zusätzlichen Magazinen. Einige der Männer lagen von der Druckwelle der RPG benommen am Boden.

Ray musste blitzschnell eine Entscheidung treffen: Drinnen bleiben und die fünf Kämpfer erschießen oder raus aus dem Haus, bevor seine SEAL-Kameraden, die ihn womöglich nicht hatten stürzen sehen, das Feuer auf das Haus eröffneten.

Ray entschloss sich für Letzteres.

Er hechtete durch ein Fenster nach draußen. Auf dem Video sieht man ihn vor der Hauswand auf den Boden fallen. Ray rief seinen Kameraden zu, dass er einer von uns war, damit er nicht für einen Taliban gehalten wurde. Dann sieht man, wie er sich zur Seite rollt und seelenruhig eine Handgranate hervorzieht. Er hockt sich unter die Fensterbank und wirft die Granate ins Haus. Auf dem Video wirkt er völlig gelassen. Seine Bewegungen sind geschmeidig und flüssig. Er hatte die Gabe, Unglaubliches ganz einfach aussehen zu lassen.

Dann rollt er sich vom offenen Fenster weg und hechtet in Deckung. Die Granate explodiert, und durch das Loch im Hausdach spritzt eine Schuttwolke hervor. Drinnen werden die Taliban-Kämpfer von den Granatsplittern getötet.

Wie viele von uns hatte Ray seinem Land über zehn Jahre unter ziemlich riskanten Bedingungen gedient. Seine Taten bestärkten die Grundsätze, nach denen wir als Team leben. Und ich weiß, dass dieses Video von Rays Höchstleistungen uns stärker machte und auf lange Sicht Leben rettete.

Ich saß bei meinem Kumpel auf der Veranda und wünschte, ich könnte noch ein einziges Bier mit Ray trinken. Den Rest des Abends unterhielten wir uns über unsere gefallenen Brüder und versuchten, alles andere zu vergessen. Wie sie gestorben waren, spielte keine Rolle. Aber sie waren alle tot.

Tage später drangen Einzelheiten über den Absturz zu uns durch. Wie bei Rays Mission war es wichtig, dass wir daraus lernten. Die Gefallenen waren in der Nacht Teil einer Quick Reaction Force gewesen. Eine QRF ist eine

Bereitschaftseinheit, die oft in der Nähe einer laufenden Mission wartet und kurzfristig als Verstärkung herangezogen werden kann, wenn etwas schief läuft.

Army Rangers hatten ein Ziel im Dorf Jaw-e-Mekh Zareen im Tangi-Tal in der Provinz Wardak angegriffen. Dieses Ziel war ursprünglich den SEALs angeboten worden, aber sie hatten verzichtet, weil in der Nacht ein heller Mond schien und sie lieber eine dunklere Nacht abwarten wollten. Stattdessen hatten dann die Rangers den Auftrag angenommen.

Sie waren hinter einem hohen Taliban-Anführer her. Fast direkt nach der Landung der Rangers brach ein Feuerkampf aus. Taliban-Kämpfer aus dem ganzen Tal strömten heran, um die Anlage zu verteidigen. Der Kampf tobte mindestens zwei Stunden, bis eine kleine Gruppe Taliban einen Fluchtversuch unternahm. Die Rangers riefen die QRF zu Hilfe, weil sie befürchteten, dass bei der Gruppe der Taliban-Führer und seine Bodyguards dabei waren, und die wollten sie auf keinen Fall verlieren.

Als der Hubschrauber – Rufzeichen Extortion 17 – herankam, wurde er von einer RPG der Taliban-Kämpfer am Heckrotor getroffen. Ray und seine Kameraden hatten keine Chance.

Zwei Tage später behaupteten die Kommandeure in Afghanistan, der Kämpfer, der die RPG abgefeuert hatte, sei von einer Bombe aus einer F-16 getötet worden.

Das machte es aber nicht leichter.

Später machten Gerüchte über eine ausgeklügelte Falle die Runde. Es hieß, die Taliban hätten die SEALs als Rache für die Tötung Osama bin Ladens an den Zielort gelockt und ihren Hubschrauber abgeschossen. Wo auch immer die Wahrheit liegen mochte – der Absturz von Extortion 17 war eine Katastrophe. Die QRF wird eigentlich immer nur dann gerufen, wenn etwas schiefgelaufen ist. Als QRF lebt man gefährlich. Man hat keinen Überraschungseffekt auf seiner Seite, schon gar nicht, wenn man in einer CH-47 Chinook heranfliegt, quasi einem fliegenden Schulbus. Manchmal helfen einem alles Können und Glück der Welt nicht, wenn man an der Reihe ist.

An dem Abend kamen immer mehr Einzelheiten durch, und ich erfuhr von vielen weiteren Teamkameraden, die in Afghanistan ihr Leben gelassen hatten. Achtunddreißig Soldaten waren umgekommen, als die RPG den Hubschrauber Extortion 17 traf. Mehr als ein Dutzend davon waren SEALs.

Der Absturz markierte den Tag mit den meisten Todesopfern des zehnjährigen Krieges in Afghanistan. Der Anblick der flaggenbedeckten Säрге auf dem Weg zu den Trauerfeiern hat sich unauslöschlich in mein Gedächtnis eingebrannt.

Natürlich ist Ray nicht der einzige Freund, den ich während meiner vierzehn Jahre als SEAL verlor. In meiner Handy-Kontaktliste stehen vierzig Namen, die ich nie wieder anrufen kann. Seit dem elften September sind weit mehr als vierzig SEALs umgekommen. Aber ich hatte das Privileg, diese vierzig gekannt und mit ihnen gedient zu haben.

Mit ihnen werde ich nie bei einem Bier die Höhepunkte unserer vergangenen Einsätze Revue passieren lassen. Keine Grillpartys oder gemeinsamen Übungen mehr. Alle vierzig waren mehr als nur Kollegen oder Freunde. Sie waren meine Brüder. Jedes Mal, wenn ich meine Kontaktliste durchgehe, fällt mir ein Name auf, der sofort Erinnerungen aufleben lässt.

Wir waren alle mit dem gleichen Traum nach San Diego gekommen. Einer Idee, die einen Jungen aus den Wäldern Alaskas mit einem Surfer aus Kalifornien und einem Schweinezüchter aus dem Mittleren Westen verband, der zu Beginn der Ausbildung zum ersten Mal das Meer sah.

Ich war diesem Traum von der Highschool in Alaska bis zur BUD/S-Ausbildung nachgelaufen. Als ich endlich meinen Dreizack hatte, das legendäre Abzeichen, das SEALs an der Uniform tragen, strebte ich danach, jede Aufgabe zur Perfektion zu erfüllen. Für mich und viele meiner Kameraden war SEAL zu werden erst der Anfang des Traums. Die Bereicherung des Teams, das konstante Streben, sich zu verbessern, und die zuverlässige Unterstützung der Kameraden zur Linken und Rechten wurden für uns quasi zur Religion.

Der Verlust meiner Freunde hat mich nie abstumpfen lassen. Es tat mit der Zeit sogar immer mehr weh. Meine Teamkameraden gaben alles für ihr Land. Sie verbrachten Monate weit entfernt von ihren Familien und anderen lieben Menschen, sie froren in den eisigen Bergen Afghanistans, und manche, wie mein Freund Ray, zahlten den endgültigen Preis. Nicht einer von ihnen hielt sich für einen Helden.

Mir stand eine Entscheidung bevor.

Vierzehn Jahre lang hatte ich daran gearbeitet, der beste SEAL zu werden, der ich sein konnte. Jetzt musste ich mich entweder wiederverpflichten und

in der Navy bleiben, bis ich mir meine Pension verdient hatte – noch sechs Jahre –, oder ich musste gehen und mich neuen Herausforderungen stellen.

Das war die schwerste Entscheidung meines Lebens. Wenn man ein SEAL in einem der besten [REDACTED]-Teams des Landes war, war das mehr als nur ein Beruf. Es war meine Identität und gab meinem Leben Ordnung und Bedeutung wie sonst kaum etwas. Man kann ja nicht einfach in Teilzeit in Übersee Missionen erfüllen. Wenn ich ging, würde der Zug ohne mich weiterfahren, und fast alles, was ich als Erwachsener gekannt hatte, würde sich für immer verändern.

Ich rang mit der Entscheidung und schlug mir die Nächte mit der Betrachtung meines Werdegangs und der Lehren, die mich geprägt hatten, um die Ohren. Schließlich verließ ich die Navy und suchte mir einen neuen Weg. Ich musste mich neu erfinden.

Die Veröffentlichung meines ersten Buchs warf mich in eine Welt, die ich noch nie erlebt hatte, in der Tausende von Menschen, die ich nicht kannte, auf einmal mit mir reden oder mir zuhören wollten. Die meisten unterstützten mich, aber es gab auch Kritik. Das war eine neue Herausforderung, auf die mich meine SEAL-Ausbildung nicht unbedingt vorbereitet hatte.

Ich hatte dreizehn Auslandseinsätze in dreizehn Jahren gebraucht, um der Soldat zu werden, der ich war, als ich die Navy verließ. Die Schwierigkeit beim Absprung von diesem rasenden Zug lag auch darin, dass ich nicht wusste, ob meine bisherigen Kenntnisse und Fähigkeiten in dieser neuen Welt eine Rolle spielten.

Wenn die Leute von den SEALs hören, stellen sie sich uns als Superhelden vor, die aus Flugzeugen springen und Bösewichte erschießen. Auch das tun wir, aber das allein definiert uns nicht. Wenn wir Fehler machen, versuchen wir es wieder und wieder, bis alles richtig ist. Wir sind keine Superhelden. Wir sind einfach nur hartnäckig.

Es gibt kein Geheimrezept, sondern vor allem harte Arbeit, Entschlossenheit und eisernen Willen.

SEALs sehen sich selbst nicht als etwas Besonderes. Wir streben nur danach, jede kleine Aufgabe besonders gut zu erfüllen. Einer der besten Anführer, den ich kenne, verlangte seinen Untergebenen vor allem Engagement und Teamgeist ab.

»Wie arbeitet ihr?«, fragte er oft.

»Immer mit vollem Einsatz«, war die einzige richtige Antwort.

Wir lernten oft auf die harte Tour, wie man jederzeit seine Bestleistung bringt. Bestleistung heißt miteinander kommunizieren, prüfen, führen, zuhören, lernen und lehren, und zwar Tag für Tag und Jahr für Jahr. Bestleistung heißt nicht nur, dass man mit dreißig Kilo auf dem Rücken einen Kilometer nach dem anderen durch die Berge Afghanistans marschiert, sondern auch, dass man bei Fehlern auf die Kritik der anderen hört. Und das kann oft härter sein, als stundenlang in der kalten Brandung zu liegen.

Als ich in meinem ersten Jahr außerhalb der Navy mit neuen Herausforderungen konfrontiert wurde, dachte ich oft an die Lektionen zurück, die ich im Laufe meiner Zeit als SEAL gelernt hatte, und an die Erlebnisse und Bekanntschaften, die mein Leben für immer geprägt haben. Mir wurde klar, dass die für mich wichtigsten Erlebnisse nicht unbedingt die waren, die zu Hause Schlagzeilen schrieben. Es waren die namenlosen Missionen, in denen wir als Team geprüft wurden und dabei etwas lernten, was uns stärker machte. Es waren die Fehler, die ich in Zukunft vermeiden konnte, da ich sie mit Glück überlebte. Bei den wichtigsten Erlebnissen erfuhr ich, was die Gemeinschaft der SEALs wirklich bedeutete.

Dieses Buch handelt von diesen Erlebnissen und von den daraus gelernten Lektionen, die mich zu dem machen, der ich bin.

Ich hoffe, die Geschichten bieten zusammengenommen einen präzisen Einblick in das Leben und die Arbeit eines SEALs und in die Lektionen, die ich von meinen aktiven wie ehemaligen Teamkameraden lernte.

SEAL sein ist nicht nur ein Beruf, sondern eine lebenslange Verpflichtung, sich und seine Teamkameraden immer wieder neu herauszufordern, in einem Zustand andauernder Evolution zu leben, die eigenen Entscheidungen zu hinterfragen und aus den eigenen Fehlern zu lernen, damit man mit seinem Team so leistungsfähig wie möglich ist.

Die Lektionen, die ich während meiner Zeit als SEAL lernte, sind das Vermächtnis der Männer wie Ray, die wir verloren haben, wie auch aller aktiven und ehemaligen SEALs, die ihr Leben unserem Land gewidmet haben. Viele der Lektionen lernte ich nur aufgrund der Opfer, die meine Freunde brachten. Dieses Buch ist meinen Brüdern gewidmet.

SEALs werden angehalten, den Jüngeren als Mentoren zu dienen und ihnen die gelernten Lektionen weiterzugeben. Mit *Kein Held für einen Tag*

möchte ich meine Leser an dieser Tradition teilhaben lassen.

KAPITEL I

Das Recht, das Shirt zu tragen

– ZIELSTREBIGKEIT –

Es war einfach nur ein schwarzes T-Shirt.

Größe M, hundert Prozent Baumwolle.

Auf der Vorderseite war ein Skelett in einem Taucheranzug abgebildet, das auf einem Strand an Land kroch. Es hatte ein M-16 auf dem Rücken und ein Messer zwischen den Zähnen. Das Skelett kam gerade aus der Brandung – hinter ihm brachen sich dunkle Wellen. Links auf der Brust des T-Shirts befand sich ein SEAL-Dreizack. Der war der einzige Grund, warum ich mir das Shirt besorgt hatte.

Ich weiß noch, wie es mit der Post kam. So etwas war unmöglich in einem Laden in dem kleinen Dorf in Alaska zu bekommen, wo ich aufwuchs. Ich zog es sofort an, als ich es ausgepackt hatte, und trug es seitdem jeden Tag, wenn es nicht gerade in der Wäsche war.

Für alle anderen war es nur mein Lieblingsshirt, aber für mich verkörperte es mein großes Lebensziel. Immer, wenn ich das T-Shirt anzog, war es ein weiterer Schritt auf dem Weg, ein SEAL zu werden. Ich legte es in meinen Koffer und packte meine anderen Klamotten dazu – darunter den geliehenen Anzug mit den passenden Schuhen – und machte mich auf den Weg zum Flugplatz. Ich wollte zu einer Konferenz in Washington für »zukünftige Militärangehörige«. Es war 1992, und bis heute weiß ich nicht, wie ich zu der Einladung gekommen war. Aber wahrscheinlich hatte mich einer der vielen Anwerber eingetragen, mit denen ich darüber geredet hatte, dass ich SEAL werden wollte.

Der Flugplatz draußen vor dem Dorf war unsere einzige Verbindung mit der »Zivilisation«, wenn man überhaupt eine Stadt in Alaska so bezeichnen will. Nach Alaska ziehen die Leute, weil sie sich nach Wildnis sehnen. Wenn man es lieber bequem hat, bleibt man in einem der anderen Staaten.

Ich sah das Buschflugzeug am anderen Ende der Landebahn über die Bäume kommen und landen. Während der Pilot und die frisch eingetroffene Gruppe Jäger ausstiegen, nahm ich neben dem kleinen Ein-Raum-Terminal noch einmal meine Eltern in den Arm.

Die Reise war für mich etwas ganz Neues. Ich hatte Alaska vorher noch nie alleine verlassen. Ich flog auch zum ersten Mal nach Washington, D.C. Aber vor allem war ich aufgeregt, weil ich meinen allerersten SEAL kennenlernen würde.

In meinem Dorf in Alaska wussten alle, dass ich ein SEAL werden wollte. Darüber sprach ich mit meinen Freunden, und davon träumte ich nachts. Ich las jedes Buch über die SEALs, das ich finden konnte.

Von SEAL Team [REDACTED] erfuhr ich erst aus dem Buch *Rogue Warrior* von Richard Marcinko. Er wurde auch »Demo Dick« und »Shark Man of the Delta« genannt. Er war in Vietnam im Einsatz und gründete später SEAL Team [REDACTED]. *Rogue Warrior* erzählt die Gründungsgeschichte der Einheit. Wenn man dem Buch glaubt, kann jeder SEAL zweihundert Kilo heben und Glas essen. Ich wollte unbedingt beweisen, dass ich das auch konnte. Aber vielleicht nicht unbedingt das mit dem Glas.

Damals fand ich einfach die Vorstellung cool, ein SEAL zu sein. Ich wusste, dass die Ausbildung hart sein würde, aber ich war zu jung, um zu verstehen, wie hart. Ich ahnte nicht ansatzweise, welche Opfer ich würde bringen müssen. Ich wollte einfach nur so sein wie die Männer, über die ich gelesen hatte. Das reichte mir damals als Motivation.

Ich hatte Glück. Ich fand meinen Lebenszweck schon früh heraus. Vielleicht verstand ich es nicht von Anfang an, aber als ich zum ersten Mal von den SEALs hörte, wusste ich, dass das mein Ziel war, weil ich die Herausforderung wollte. Hätte mich damals jemand gefragt, *warum* ich zur Navy wollte, hätte ich auch Pflichtgefühl genannt, aber nicht als Erstes. Ganz oben auf der Liste stand für mich der Drang, mir zu beweisen, dass ich die härteste Ausbildung durchstehen konnte, die die US-Streitkräfte zu bieten haben. Warum sollte ich mir etwas Einfaches zum Ziel setzen? Das konnte jeder. Rückblickend betrachtet weiß ich nicht, warum ich mich beweisen musste. Ich wusste nur aus den Geschichtsbüchern, dass die SEALs sich immer als die Härtesten und Anspruchsvollsten hervortaten. Wenn ich schon zum Militär ging, konnte ich es auch gleich bei den ganz Großen versuchen, dachte ich mir wohl.

Der Pilot half mir beim Verstauen meines Koffers, und ich ging an Bord. Ich winkte meinen Eltern von dem engen Sitz hinten im Flugzeug, während wir zur Startposition rollten. Meine Eltern waren nicht reich, aber sie hatten mir die Flugtickets bezahlt, und zwei Army-Veteranen aus dem Dorf waren für die restlichen Kosten aufgekommen.

Im Flughafen von Anchorage zog ich wieder einmal den Zeitplan der Veranstaltung aus der Tasche. Vor dem Termin mit dem SEAL musste ich Touren zu den nationalen Monumenten über mich ergehen lassen und mir Vorträge der Army und Air Force anhören.

Aber das war es alles wert, wenn ich danach einen SEAL kennenlernen durfte.

Als ich in Washington ankam, passte ich mich gleich dem Rhythmus der Konferenz an. Wir fuhren zum Pentagon, das in Filmen immer viel cooler wirkt. Eigentlich ist es nur ein Bürogebäude mit einer komischen Form. Außerdem besichtigten wir das Lincoln Memorial und das Vietnam Veterans Memorial. Keins von beiden interessierte mich besonders. Die enorme Anzahl an Namen auf dem Vietnam Veterans Memorial beeindruckte mich zwar, aber das Gefühl verflog schnell wieder, da ich noch nicht solchen Verlust erlebt hatte wie Jahre später im Irak und in Afghanistan. Ich ahnte nicht, dass ich mir eines Tages eine ähnliche Namensliste ansehen und dabei spüren würde, was es hieß, gute Freunde und Teamkameraden zu verlieren. Wenn ich mir heute das Vietnam Veterans Memorial anschau, weiß ich, was es bedeutet. Damals war ich einfach nur darauf fixiert, ein SEAL zu werden.

Die Konferenz war bis auf die Minute durchgeplant, und wenn ich mich morgens anzog, sah ich immer mein sauber gefaltetes T-Shirt. Das hob ich mir für den SEAL-Vortrag auf.

Der war für einen Nachmittag angesetzt, also lief ich nach dem typischen Sandwich-und-Kekse-Konferenzmittagessen zu dem eingetragenen Tagungsraum. Dort hieß es, der Saal sei voll.

Drinnen waren viele Leute, aber ich konnte immer noch ein paar freie Stühle sehen. Ich versuchte, mit der Frau an der Tür zu reden. Sie war eine der Begleiterinnen, die die ganze Woche über alles für uns organisierten. Ich spürte, dass sie mich reinlassen wollte, aber nicht durfte.

Sie entschuldigte sich, aber sie müsse standhaft bleiben.

Vor der Tür sammelte sich eine kleine Menschenmenge an. Der SEAL-Vortrag war an dem Nachmittag die weitaus interessanteste Option. Durch die Tür konnte ich den uniformierten SEAL mit den jüngeren Begleiterinnen sprechen sehen. Die Zeit lief mir davon. Ich sah mir die anderen Veranstaltungen auf dem Konferenzplan an, aber nichts kam diesem Vortrag nahe. Ich war verzweifelt. Nur für diesen Vortrag war ich fast siebentausend Kilometer geflogen. Für mich war die ganze Reise umsonst gewesen. Ich war am Boden zerstört.

Aber kurz vor Beginn des Vortrags winkte die Frau an der Tür mich heran. Sie sagte, es dürften nun doch noch ein paar Leute hinein, und sie ließ mich durch. Es gab nur noch Stehplätze. Ich stand ganz hinten und wartete auf den Anfang des Vortrags.

Der SEAL trug eine grüne Tarnuniform und eine Sturmhaube, die er sich als Schal heruntergezogen hatte. Seine Hose hatte er in die schwarz-grünen Tropenkampfstiefel gesteckt. Er hatte längere Haare, als man sie von einem Soldaten erwartete. Nicht unbedingt lang für einen Zivilisten, aber doch ganz anders als die Kurzhaarfrisur mit kahl rasierten Seiten, die die Marines tragen. Jahre später wurde mir klar, dass dieser Mann ziemlich großspurig aufgetreten war. Eher protzig als selbstbewusst. Ihm fehlte wohl die Einsicht, dass es nicht unbedingt cool war, den Coolen zu spielen.

Sein Vortrag begann mit den Standard-SEAL-Informationen. Die SEALs sind die wichtigsten Kommandokräfte der Navy. Das Akronym SEAL bezieht sich auf die Fähigkeit, zur See (*sea*), in der Luft (*air*) und an Land (*land*) zu operieren. John F. Kennedy hatte die Notwendigkeit von Kommandokräften für die Guerilla-Kriegführung erkannt und die SEALs zusammen mit den Special Forces der Army geschaffen. Als er 1961 in seiner Rede das Projekt ankündigte, einen Menschen auf dem Mond landen zu lassen, legte er auch den Plan dar, einhundert Millionen Dollar in die Gründung und Ausbildung militärischer Spezialeinheiten zu investieren.

Die frühen SEALs wurden aus den Rängen der Underwater Demolition Teams der Navy übernommen und in Vietnam eingesetzt, wo sie gemeinsam mit der CIA die Versorgungslinien im Mekong-Delta unterbrachen. Hier bekamen die SEALs auch den Spitznamen »Grünesicht«, weil sie auf Missionen oft Tarnschminke trugen.

Ich hing dem SEAL den ganzen einstündigen Vortrag lang an den Lippen. Er erzählte Geschichten von der Basic Underwater Demolition/SEALs-

Ausbildung, kurz BUD/S. Er betonte, wie hart sie sei; nichts daran sei leicht, vom Schwimmen im eiskalten Ozean bis zu den zermürbenden Läufen auf weichem Sandstrand. Nach diesen Geschichten sehnte ich mich nur umso mehr nach all dem.

Nachdem der SEAL einige Fragen beantwortet hatte, gab es eine kleine Pause vor der nächsten Veranstaltung. Ich rannte nach oben auf mein Zimmer und zog mir schnell mein schwarzes SEAL-T-Shirt an. Ich wollte ein Foto von mir mit dem SEAL machen lassen, und dazu musste ich natürlich mein Lieblings-T-Shirt tragen. Als ich wieder unten war, sprach der SEAL immer noch mit einigen Zuhörern.

Ich wartete geduldig, bis ich an der Reihe war.

»Hey, kann ich ein Foto mit Ihnen machen lassen?«, fragte ich, als ich ihm die Hand gab.

Er lächelte und legte mir den Arm um die Schulter. Hätte er mich aufgefordert, mir eine Glatze zu rasieren und die ganze nächste Woche rückwärts zu laufen, hätte ich es getan. Kurz bevor eine der Begleiterinnen das Foto schoss, lehnte er sich zu mir herüber und flüsterte:

»Hey, normalerweise gib'ts einen gewaltigen Arschtritt für Leute, die SEAL-T-Shirts tragen, aber keine SEALs sind, weißt du?«

Ich lächelte und dankte ihm, wollte aber eigentlich nur noch das T-Shirt ausziehen. Ich rannte wieder aufs Zimmer und stopfte es ganz tief in den Koffer. Ich zog es nie wieder an. Zu Hause legte ich es in meiner Kommode ganz nach hinten. Ich war kein Hochstapler. Ich hatte nur noch nicht die Gelegenheit gehabt, mich zu beweisen. Sein Kommentar hatte zwar wehgetan, aber vor allem weiter meinen Willen bestärkt, SEAL zu werden. Mir war, als hätte ich mich selbst betrogen, als ich das T-Shirt angezogen hatte. Nun war mir klar, dass mein Wunsch, SEAL zu werden, mehr war als nur eine Jugendfantasie. Es war für mich das einzige Ziel, das meinem Leben eine echte Bedeutung und einen echten Zweck gab. Ich wollte mir das Recht verdienen, das T-Shirt zu tragen.

Als mir dieses Ziel klar geworden war, gab ich es nie mehr auf. Meine Eltern hatten mir mitgegeben, dass es wichtig war, einen Lebenszweck zu haben und ihm gerecht zu werden. Sie waren noch jung, als ihrer sie nach Alaska geführt hatte, was große Entbehrungen bedeutete.

Meine Eltern waren Missionare. Ihr Glaube führte sie von Kalifornien nach Alaska, weitab aller städtischen Annehmlichkeiten. Der Alltag in unserem

Dorf war hart, aber das störte meine Eltern nicht. Verglichen mit den Standards der normalen amerikanischen Vororte waren hier alle arm, aber das bedeutete auch ein schlichteres Leben.

Wir wohnten in einem zweistöckigen Haus einhundert Meter von einem Fluss. Von der Haustür aus sah ich so oft Elche, dass es mich nicht weiter beeindruckte. Es gab ein Fernsehprogramm und kein Radio. Wir hatten zwar fließend Wasser und Strom, aber keine Zentralheizung. Im Winter hielt uns nur der wuchtige Eisenofen im Wohnzimmer warm. Mein Vater stand oft mitten in der Nacht auf, um nach dem Feuer zu sehen.

Neben dem Ofen stand ein riesiges Kaminholzregal, um das ich mich im Winter kümmern musste. Ich hackte Holz und stapelte es auf der Veranda. Wenn sich das Regal leerte, holte ich Nachschub von draußen. Das war für mich kein Job zur Taschengeldaufbesserung. Ich wurde nicht bezahlt. Es war einfach Teil der gemeinschaftlichen Bemühung meiner Familie, in Alaska zu überleben.

Eine meiner frühesten Erinnerungen an die Grundschule handelt vom Feuermachen. Wir lernten dort nicht nur lesen und schreiben, sondern alles, was man zum Überleben brauchte. In der dritten Klasse bekam einmal jeder von uns zwei Streichhölzer in die Hand gedrückt und musste mit der Rinde der Bäume hinter der Schule ein Feuer anfachen. Es musste so groß werden, dass es uns an einem Wintertag warm halten konnte. So sollten wir alle Survival-Skills lernen, die wir brauchten, falls wir einmal einschneiten oder uns verliefen. Die Wildnis Alaskas, also auch schon der Schulweg allein, kann sehr gefährlich sein, wenn man sich nicht auskennt.

Meine Highschool bestand aus sechs Klassenzimmern entlang eines einzigen Flurs. Die siebte bis zwölfte Klasse zusammengenommen, waren wir ungefähr siebzig Kinder. In meiner Abschlussklasse waren wir zu dritt. Ich war am Ende zwar Jahrgangsbester, aber fragt mich bitte nicht nach meinem Notendurchschnitt. Meine Interessen lagen eher außerhalb der Schule.

Ich ging bei jeder Gelegenheit jagen. Schon als Teenager ließ mein Vater mich mit unserem Boot den Fluss hinauf campen und jagen fahren. Ich war am liebsten draußen und aktiv, was wohl auch mit zu meinem Wunsch führte, SEAL zu werden. Ich wollte mich nie mit Ampeln und Staus herumärgern und jeden Tag einen Anzug tragen müssen. Die Vorstellung,

den ganzen Tag irgendwo im Büro zu sitzen, wirkte auf mich wie ein Todesurteil.

Mein erstes Sturmgewehr kaufte ich meinem Geschichtslehrer ab. Es war ein AR-15, die zivile Version des militärischen M-4. Das Geld hatte ich mir mit kleinen Arbeiten im Dorf und mit einem Sommerferienjob auf dem Bau verdient. In einer Pause gab ich meinem Lehrer die siebenhundert Dollar und stellte das Gewehr erst mal in meinen Spind. Als die Schulglocke läutete, schnallte ich es hinten auf mein Schneemobil und fuhr nach Hause. Ja, im Winter fuhr ich wirklich mit dem Schneemobil zur Schule.

Was wir nicht aus der Natur bekamen, kauften wir in den beiden Läden des Dorfes oder bei unserer halbjährlichen Fahrt nach Anchorage. Weil wir so weit weg von Anchorage wohnten, waren Lebensmittel teuer. Im Dorf kostete eine Gallone Milch sechs Dollar, also kauften meine Eltern das günstigere Milchpulver.

Es war in Rieseneimer verpackt, die auf dem Küchentresen viel zu viel Platz weggenommen hätten. Deshalb füllte meine Mutter immer kleinere Mengen in Plastikbeutel ab, wie sie es auch mit dem Waschpulver und anderen losen Vorräten machte.

An einem Morgen füllte ich mir eine große Schüssel mit Cornflakes, während meine Mutter am Herd Pfannkuchen für meinen Vater machte. Der Teig ging dick und luftig auf.

Ich goss Milch über die Cornflakes und aß, aber es schmeckte nicht richtig. Als ich umrührte, schäumte es etwas. Ich stand auf und wollte die Schale auskippen, aber mein Vater hielt mich auf.

»Iss auf«, sagte er. »Das Milchpulver schmeckt eben manchmal ein bisschen komisch.«

»Das ist nicht alles«, widersprach ich. »Das hier schmeckt säuerlich und nach Seife.«

»Du musst dich eben dran gewöhnen«, sagte mein Vater.

Wirklich gemocht hatte ich das Milchpulver noch nie, aber diesmal stimmte wirklich etwas nicht. Ich würgte die Schale einen Löffel nach dem anderen runter. Bald schmeckte ich bis auf die säuerlich-seifige Milch gar nichts mehr. Als ich aufgeessen hatte, bekam mein Vater seine Pfannkuchen. Er spuckte gleich den ersten Bissen wieder aus.

»Was ist denn mit denen los?«, fragte er meine Mutter.